Zeitschrift: Neujahrsblatt / Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

Herausgeber: Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

Band: 145 (1967)

Artikel: Baselbieter Bau- und Siedlungsgeschichte : von der Reformation bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts

Autor: Müller, C.A.

Kapitel: VII.: Die Entwicklung der Ortschaften im 19. Jahrhundert

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1006910

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

steht glücklicherwiese noch. «Zur Blumenau» genannt, weist es im Erdgeschoß rundbogige Fenster auf. Zwischen dem Obergeschoß und dem Dachvorsprung zeigt sich ein niederes Zwischengeschoß, eine Lieblingsidee des zweiten Viertels des 19. Jahrhunderts.

Weiter draußen, außerhalb des ehemaligen Exerzierplatzes «Gitterli», kommen wir zum letzten Haus, das eine besondere Erwähnung verdient. Es ist das ehemalige «Casino», ein ausgesprochen klassizistischer Bau mit drei Geschossen und fünf Fensterachsen in der Straßenfassade. Auch hier finden wir wieder einen niedrigen Dreiecksgiebel über dem Dachgesims und ein zugehöriges flachgeneigtes Walmdach. Das Portal ist durch seitliche Halbrundsäulen betont. Der bemerkenswerte Türflügel zeigt deutlich die Merkmale der Jahrhundertmitte.

VII. Die Entwicklung der Ortschaften im 19. Jahrhundert

Wir haben am Beispiel von Liestal gesehen, wie sich die alte, hier noch von Ringmauern umgebene Siedelung anfangs des 19. Jahrhunderts außerhalb der Tore ziemlich stark ausdehnte. Die Bodenfläche innerhalb der mittelalterlichen Ortschaft war beschränkt, und die Vermehrung der Bevölkerung durch die langsam einsetzende Entwicklung von Gewerbe und Industrie verlangte gebieterisch die Aufhebung aller Schranken, wie sie in Städten durch die Befestigung und in den Dörfern durch den von der Obrigkeit verlangten «Etter-Zwang» vorhanden waren.

Bisher hatten nur wenige *Höfe* außerhalb der Ortschaften bestanden. Es waren meistens solche gewesen, die im Besitze städtischer Familien als Sennhöfe durch Pächter betrieben wurden, also im oberen Baselbiet gelegen waren. Auf der Landkarte, welche im Jahre 1829 «zum Gebrauche für Schulen und Reisende» herauskam, sind wohl die älteren Außensiedelungen am besten zu erkennen. Da sind außer den alten Weilern und Gewerbesiedelungen im unteren Kantonsteil nur wenige Gehöfte, so südlich von Reinach der «Schlatthof», oberhalb von Pfeffingen «Neu-Pfeffingen», das Schloßgut, über Münchenstein die Höfe Asp, Gruth und Ober-Gruth, unterhalb die Gewerbesiedelungen Neue Welt und Brüglingen eingetragen. Auf dem Boden der Gemeinde Muttenz sehen wir auf dem «Birsfeld» neben dem Hofgut einige wenige Bauten eingezeichnet; am Rheinufer liegt der aus einem Klösterlein entstandene Hof «Roth Haus». Die Außensiedelungen um Pratteln beschränken sich auf den «Hochrein» am Hochgestade vorn, und im bergigen Gelände hinter dem Dorf der «Meyenfels», der Hof

«im Thal», darüber «Neu Bad», d.h. das Gut Neu-Schauenburg, sowie der «Schönenberg». «Alt-Bad» auf Boden von Liestal ist das heutige Bad Schauenburg; unterhalb im kleinen Tal ist der alte Weiler Rösern eingetragen.

Wenn wir über Liestal hinausgehen, so finden wir bei Lausen wohl nur die Kirche und den Hof «Wolfbrunnen» außerhalb des Dorfes als unbenannte Punkte. Nördlich der Ergolz treffen wir unter der Sissacher Fluh das Gehöft «im Letten» als einziges auf Sissacher Boden; zwischen Gelterkinden und Rickenbach liegen die beiden Höfe «Kienberg» und «Röthen», bei Hemmiken liegt das «Sennhaus». Erst südlich der Ergolz und in den beiden Frenke-Tälern werden die in der Karte eingetragenen Höfe und Einzelsiedelungen zahlreicher. Südlich von Gelterkinden treffen wir die «Siegmatt» und südöstlich die «Erndthalden». Auf dem Boden von Rothenfluh finden wir die «Säge», auf dem von Oltingen den alten Hof «Rumpel». Erst vom Wisenberg an mehren sich die Einzelsiedelungen. Sie erreichen in den Gemeinden Eptingen, Langenbruck und Lauwil die größte Anzahl. Wir sehen daraus, daß eben diese bergigen, im vielgestaltigen Kettenjura gelegenen Gebiete nicht anders bewirtschaftet werden konnten, als von diesen Sennhöfen aus.

Hier darf noch eine bescheidene Art von Kleinbauten erwähnt werden, die im oberen Baselbiet das Landschaftsbild bereichern und ihm ein besonderes Gepräge geben: die *Feldscheunen*. Diese an sich bescheidenen Häuslein dienten schon im Mittelalter dem Zweck, das Heu der vom Dorf entfernten Wiesen solange zu lagern, bis der Heustock im Dorf zur Neige ging. Reizend sind die Gegenden, wo sich diese «Scheuerchen» häuften, wie etwa im Talboden der vorderen Frenke zwischen dem «Talhaus» und Hölstein, oder im Eital hinter Tecknau. Auch auf der Schafmatt über Oltingen, wo die Bergmatten besonders kräftiges Futter ergaben, wurde dasselbe von den Bauern des Paßdorfes in bestimmten Wochen des Hochsommers gemäht und nach den zahlreichen kleinen Scheunen gebracht.

Die ältesten erhaltenen Feldscheunen zeigen, daß sie früher, wie die Speicher, aus Holz gebaut waren. Ein schönes Beispiel treffen wir noch im «Gürbel» hinter Hölstein; ein anderes stand im Frenketal über dem gleichnamigen Dorf, verschwand aber um 1960. In der Barockzeit kamen auch gemauerte Feldscheunen auf. Eine der sich am glücklichsten ins Landschaftsbild einfügenden liegt in der einzigschönen Mulde des «Isentals» auf der Höhe zwischen Diegten und Hölstein vor einem versonnenen Föhrenwäldchen. Beim verträumtesten dieser kleinen Bauten, die der Schreibende als Bub bei Titterten sah und zu zeichnen versuchte, stand ein Holderbaum und es kam ihm damals vor, es gäbe nichts schöneres als der mit hellen

Blüten oder schwarzen Beeren über das bemooste Dach des Scheuerchens hängende Holunderbusch.

Doch kehren wir zu den Bauernhöfen zurück, die bei ihrem Aufkommen das Landschaftsbild stärker bestimmten, weil sie nicht so leicht übersehen werden konnten, wie die Feldscheunen. Im Verlauf der Dreißigerjahre des 19. Jahrhunderts suchte man neuen Siedlungsboden. Oft wurden stille Waldtälchen gerodet und es entstand ein Bauernhof auf dem neu gewonnenen Landstück. Wir sehen sogar oft an recht schattigen Rainen und in verlorenen Winkeln solche Höflein liegen, etwa im «Mühletal» zwischen Gelterkinden und Rünenberg, in der «Gemeinimatt» nahe dem Burgfelsen von Gutenfels zwischen Bubendorf und Arboldswil, oder im «Weidli» hinter Bennwil. An den Halden entstanden manche Höflein in einer Lage, die heute geschickte Schnitter erfordert, weil sie mit der Maschine nicht zu bearbeiten ist. Und schließlich wagten sich manche Ansiedler auf die Hochflächen des Tafeljuras, wo das Wasser rar ist.

Aber auch in den Talböden zwischen den Dörfern mehrten sich die Gehöfte. Wir sehen dies zum Beispiel im Tal der Frenke zwischen Liestal und Bubendorf, wo neben anderen Einzelsiedelungen auch der «Neuhof» steht; eine Flur- resp. Haus-Bezeichnung, der wir im Baselbiet an vielen Orten begegnen. Dadurch veränderten sich die einsamen Täler, in denen bisher allein die Dörfer in enggedrängten Häusergruppen lagen.

Seit den 1820er Jahren dehnten sich die Ortschaften spürbar den vom Kern ausstrahlenden Landstraßen nach aus. Wie wir bereits in Liestal feststellen konnten, reihten sich seit dem 18. Jahrhundert – und nun vermehrt in der Biedermeierzeit bis 1850 – außerhalb der Tore die Häuser frei an die Straßenränder an. Es ist in diesen Jahrzehnten eine Bautätigkeit festzustellen, die selbst uns heute zum Staunen bringen kann. Landwirtschaft, Gewerbe und besonders Heimarbeit durch die Seidenband-Unternehmen blühten.

Die Vermehrung der Gebäulichkeiten blieb nicht nur auf die einzelnen Bürger beschränkt. Auch die Gemeinwesen bewiesen, daß sie Sinn für Fortschritt und Ausbreitung von neuen Kenntnissen aufbrachten. Es ist daher nicht erstaunlich, daß damals jeder Ort sich ein *Schulhaus* erbaute. Erstaunlicher dagegen ist, daß diese Bauten in so vortrefflicher Gestalt und Größe errichtet wurden, daß sie in vielen Gemeinden bis heute ihren Dienst versehen konnten. Ein Beweis dafür, daß die führenden Männer in den Gemeinwesen – anfänglich noch mit Hilfe der Stadt, bald aber auf selbständige Weise – darin wetteiferten, ihre Kinder des Unterrichts teilhaftig werden zu lassen und die Räumlichkeiten, die hierfür nötig waren, den Anforderungen einer neuen Zeit anzupassen. Man kann sich wohl

schwer vorstellen, was dies für die Gemeinden an Mühe und Aufwand bedeutete. Die Bevölkerung war weit kleiner als heute, von der Steuerkraft der Bürger gar nicht zu reden! Diese Jahrzehnte von 1820 bis 1850 sind in vieler Beziehung eine reiche Zeit auch an Ideen und mutigen Taten gewesen.

Daß es auch früher Räume gab, in denen unterrichtet wurde, wissen wir von Heinrich Pestalozzi her; aber seinen Forderungen an die Schule ist erst von 1820 an immer stärker nachgelebt worden. In seinem Todesjahr, 1827, standen bereits einige recht gute Schulhäuser im Baselbiet, und sie mehrten sich in der nächsten Zeit recht ansehnlich.

Als Beispiel, in welchen Gebäuden einst Schule gehalten worden ist, sei jenes Haus in *Zeglingen* erwähnt, das als malerischer spätgotischer Bau jenseits des Eibachs steht und, weil es mit 1561 datiert ist, zu den ältesten gemauerten Bauten des Baselbiets gehört. Eine einzige Stube wird darin dem Unterricht gedient haben. Wie ein Schulhaus in der barocken Zeit aussah, können wir an jenem hübschen kleinen Gebäude an der Dorfstraße in *Benken* sehen, das die Jahrzahl 1736 trägt.

Vermutlich gab es in Liestal und Waldenburg, in Sissach und anderen größeren Ortschaften schon in den 1820er Jahren recht gute Bauten, die dem Schulunterricht dienten. In den genannten Orten wurden sie aber gegen Ende des Jahrhunderts durch aufwendigere Gebäude abgelöst. Dafür können wir aber in kleineren Ortschaften zahlreiche Schulhäuser antreffen, die sich auch heute noch gut ausnehmen. Es ist erstaunlich, daß der kleine und verborgen neben dem Oristal gelegene Ort *Lupsingen* seit 1822 schon ein eigentliches Schulgebäude besitzt. Selbst das noch viel abgelegenere Dorf *Hemmiken* unter der Farnsburg im östlichen Zipfel der Landschaft nennt ein Schulhaus sein eigen. Es besitzt eine prächtige Empiretür mit der Jahrzahl 1825 und beweist, daß die Bewohner schon damals nicht «hinter dem Mond» lebten; war es doch die Zeit, da der Hemmiker Steinbruch eifrig ausgebeutet wurde und treffliche Steinmetzen viele schöne Tür- und Fenstergestelle in die Dörfer ringsum lieferten. Das *Rickenbacher* Schulhaus trägt das Datum 1829 an seinem alten Teil, das des kleinen und versteckten Dörfleins *Nußhof* die Zahl 1830.

Ein besonders wertvoller Schulbau findet sich im Weinbauerndorf *Maisprach*. Er steht nördlich hinter dem Dorfplatz. Unter einem Krüppelwalmdach, wie es in jener Zeit für die meisten Schulhäuser üblich war, zeigt sich die wohlausgewogene zweigeschossige Fassade, deren Mitte von der prächtigen Tür betont wird. Unter der schlußsteinartigen Kartusche im Sturz gibt uns die Jahreszahl 1824 an, daß die Maispracher mit ihrem Schulhaus recht frühe in Erscheinung traten.

Auch in weiteren Gemeinden können wir an angebrachten Daten sehen, wie schulfreudig Behörden und Bevölkerung damals waren. So lesen wir etwa in *Häfelfingen* die Jahre 1829/30 als Erbauungsdatum ab. Wieder guckt lustig ein kleiner Dachreiter vom First des Krüppelwalmdaches herab, wie er die Biedermeierzeit kennzeichnet. Bei manchen alten Schulhäusern fehlt die Jahrzahl, und doch möchte man sie gern in die gleichen Jahrzehnte einreihen, so etwa das von *Läufelfingen,* eine Augenweide in diesem Dorf, dem sonst nur noch wenige wohlproportionierte Häuser eigen sind, ferner das Schulhaus in *Buckten,* wo zur Abwechslung einmal ein abgewalmtes Dach erscheint und die Ecken der Fassaden mit Pilastern versehen sind. Ebenso in *Wenslingen,* wo am unteren Ortsrand das alte Schulhaus in ehrlicher Bescheidenheit nichts Besonderes sein möchte, aber mit seiner ausgeglichenen Fassade, mit dem Krüppelwalmdach und der Laube unter den Häusern der Nachbarschaft einen wohltuenden Eindruck hervorruft. Schließlich könnte auch *Anwil* unter die Orte gereiht werden, die ein gutes Schulhaus aus den Jahren um 1830 bis in die heutige Zeit bewahrt haben. In den kleineren Dörfern gehörte zum Schulhaus ein Ökonomieteil, denn der Lehrer bezog, wie früher auch die Pfarrherren, seinen Lohn zum Teil in Naturalien.

Wenn wir nun in die Gemeinden unterhalb Liestals gehen, so finden wir ein markantes Schulhaus im lange abseits gelegenen *Arisdorf.* Hier staunen wir über zwei besonders gestaltete Portale, die mit 1829 datiert sind. Die guten Proportionen des Baues sind leider durch die Aufstockung von 1907 verloren gegangen. Auch das benachbarte kleine *Giebenach* besitzt ein Schulhaus von 1829. In *Füllinsdorf* erkennen wir im jetzigen Gemeindehaus das frühere Schulhaus; diese Zweckänderung ist in manchen Dörfern zu bemerken. So etwa in *Reinach,* wie auch in *Oberwil;* dessen zweites Schulhaus an der Dorfstraße (das erste von 1827 stand in der Nähe) gehörte zu jenen wohlgelungenen Bauten, die da und dort im Kanton um 1850 errichtet wurden. Es fand bedauerlicherweise keine Gnade, als die führenden Gemeinderäte hundert Jahre später ein neues «Regierungsgebäude» errichten wollten.

Haben wir vorhin die Schulhäuser bis 1830 aufgezählt, so dürfen wir die Reihe fortsetzen, auch über die Jahre der Trennung von der Stadt hinaus. Erwähnenswert ist jenes von *Bennwil,* das 1834 datiert ist und unter die guten Beispiele eingereiht werden darf. Der Ökonomieteil wurde, wie so oft seit jenen Tagen, ebenfalls für Unterrichtszwecke oder als Wohnung des Lehreres ausgebaut. In *Böckten* wurde seit 1836 das ehemalige Landgut der Basler Familie Rudolf Merian für die eben gegründete Bezirksschule der oberen Baselbieter Täler verwendet, nachdem im Dorf bereits 1828 eine

Primarschule errichtet worden war. Das Merian'sche Landgut war 1815 zu einigem Ruhm gelangt, weil der damalige Besitzer hier von Erzherzog Johann von Habsburg, dem Bruder des Kaisers Franz von Österreich, mit zahlreichem Gefolge besucht wurde. Als Bezirksschulhaus hat es manche Schüler gesehen, die zu Fuß aus entfernten Dörfern hierher kamen und später zu trefflichen Männer geworden sind, die über ihren kleinen Heimatkantons hinaus Hochschätzung erfuhren. Es ist zu bedauern, daß das Gebäude, das allerdings manchen Umbau und Anbau erfahren hat, vor wenigen Jahren pietätlos dem Erdboden gleichgemacht wurde.

Daß in *Gelterkinden* das «alte Schulhaus» noch steht, trotzdem es seit manchen Jahrzehnten nicht mehr dem ursprünglichen Zweck dient, ist erstaunlich und erfreulich; denn es darf unter die in ihrer klaren Schlichtheit am besten ausgewogenen Bauten des «Biedermeiers» im Baselbiet gezählt werden. Sein Portal trägt im Sturz nur wenigen Schmuck zur Schau. Dieser genügt, um der ganzen Fassade einen wirksamen Mittelpunkt zu geben. Die stolze Freude an der Vollendung der Schule und den Glauben an eine bessere Zukunft bekundet die Aufschrift: «Der Jugend Bildung geweiht 1837». Der junge Staat Basel-Land hatte vor kurzem, am 6. April 1835, das Schulwesen durch ein Gesetz nach seinem Sinn geregelt und anschließend neben der bereits erwähnten Bezirksschule in Böckten weitere in Liestal, Waldenburg und Therwil eröffnet.

Der spätere Schulhausbau besaß nicht mehr den gleichen schlichten und vollendeten Charakter. Einige anständige Gebäude wurden bis gegen 1850 noch in Ormalingen, in Rünenberg, Wintersingen, Oberdorf und Liedertswil, Bottmingen und Oberwil erstellt, die bis auf das letztgenannte heute noch bestehen, aber nicht alle mehr als Schulhäuser gebraucht werden.

Besonders darf man sich freuen, wie sehr die Biedermeierzeit auch Freude daran fand, die Dörfer mit prächtigen *Brunnen* auszustatten. Ein eigener Aufsatz wäre vonnöten, wollte man all den Formen nachgehen, die den Brunnstöcken und den zugehörigen Trögen, – meist aus einem einzigen Stein gehauen –, gegeben wurden. Immer aber hat man die Größe und Weite der kleinen Baudenkmäler den Gegebenheiten angepaßt, diese entweder frei auf einen Platz oder dann mit Stock oder Trog an eine Mauer gesetzt. Manchmal war die Längsrichtung der Brunnenanlage das Richtige, manchmal stellte man den Stock mitten an die Längsseite des Troges und gewann durch diese symmetrische Anordnung einen vorzüglichen Blickpunkt im Ortsbild.

Fast alle Dörfer im Kanton machten diese Freude an schönen Brunnen mit. Im unteren Baselbiet dürfen die auf den Dorfplätzen von Oberwil, Therwil, Reinach und Münchenstein stehenden Brunnen besonders ge-

nannt werden. In Oberwil ist allerdings nur der Stock alt; der Brunnen von Reinach mit seinem sechseckigen Becken und dem in dessen Mitte stehenden Stock mit Obelisk, trägt das Datum 1829. Am reichsten an laufenden Brunnen ist *Muttenz*. Einige unter ihnen müssen schon zu Ende des 18. Jahrhunderts entstanden sein; die meisten aber tragen die Merkmale der Biedermeierzeit an sich, leider ohne ein Datum zu zeigen. Auch Pratteln und Frenkendorf haben sich vorzügliche Brunnen zugelegt; der auf dem Dorfplatz von *Pratteln,* nördlich der Kirchenburg, besitzt einen mächtigen Trog mit dem Datum 1842; der Stock stammt dagegen bereits von 1791. Der Brunnen auf dem Frenkendörfer Dorfplatz trägt die Jahreszahl 1865, sieht aber noch recht nach der früheren Biedermeierzeit aus.

Merkwürdig arm ist die Stadt Liestal an schönen alten Brunnen. Ganz anders dagegen zeigen sich die Dörfer im hinteren Frenketal, *Bubendorf* und *Ziefen*. Einer der wertvollsten Brunnen findet sich im obersten Ortsteil von Bubendorf. Hier steht der mit Obelisk und Eichel geschmückte Stock an der Längsseite hinter dem an den Ecken abgerundeten Trog; wir lesen an Obelisk und Schaft die Inschrift: «Under 1810 und Anno 1811 sind von einer Ehrendh. Gemeinde Buebendorf alle 4 Bruennen mit steinernen Trogen versehen worden zuem Nutzen der Nachkommenschaft. Gott alein die Ehre». Die Röhre kommt aus einer skurrilen Maske, der die Haare über die Stirn herunterhängen.

Aus der obigen Inschrift merken wir, daß die steinernen Brunnen erst eigentlich mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts in Schwang kamen. Vorher muß es fast überall nur hölzerne gegeben haben. Einer der wenigen in diesem früher verwendeten Material steht noch, in schlichtesten Formen gehauen, in *Nieder-Diegten*.

Auch in *Langenbruck* findet sich, am Weg hinter der Hauptstraße, ein Brunnen, dessen Röhre aus einer Maske herauskommt. Hervorragende Brunnen weisen natürlich die «Marktflecken» *Sissach* und *Gelterkinden* auf. In beiden Orten stehen vieleckige Brunntröge, in deren Mitte sich der Stock erhebt, an der wichtigsten Stelle im Ortsbild. Der Stock in Sissach zeigt die Jahreszahl 1850, der Trog wurde erneuert. In Gelterkinden bildet der Brunnen den eindrücklichen Mittelpunkt des selten schönen Dorfplatzes; auch hier fließt das Wasser aus Masken in den vieleckigen Trog. Schade, daß keine Jahrzahl sein Alter verkündet; daß er aber aus der Biedermeierzeit stammt, ist sicher. Wer hätte ihn in unseren Jahrzehnten so in den Raum hineinstellen können?

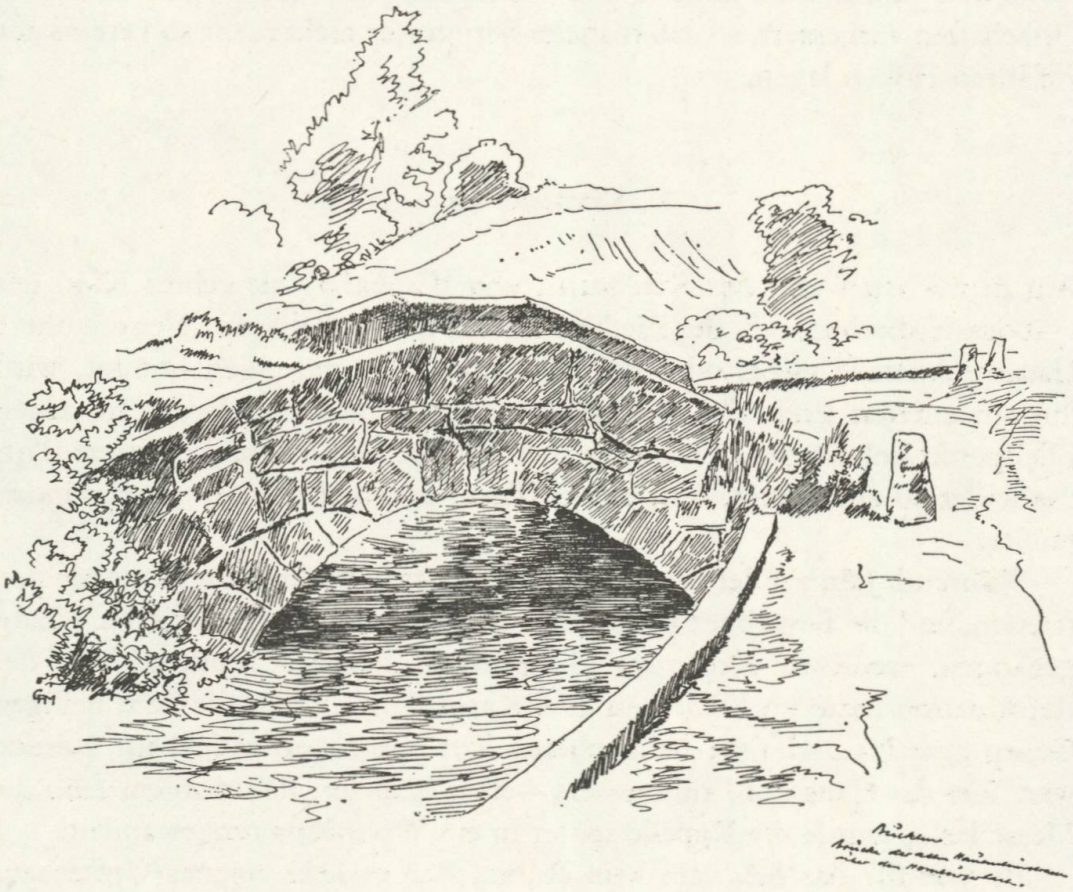
Man könnte noch in manchem Dorf schöne Brunnen finden. Die Gemeindebehörden wußten die Wasserversorgung für Mensch und Vieh zu würdigen und das Nützliche mit dem Schönen zu verbinden. Es sei abschließend

noch auf die mächtigen Brunnbecken von *Wenslingen* und *Anwil* hingewiesen, die im abgelegenen Hochland des Tafeljuras besonders wertvoll waren. Nicht nur ihre Stattlichkeit ist bemerkenswert, sondern auch die Sorgfalt, mit der die Brunnen in den Platz hinein komponiert worden sind. Der Brunnen von Anwil trägt an seinem achteckigen, durch Klammern zusammengeschlossenen Becken das Datum 1844. Der Stock steht nicht in der Mitte des Beckens, sondern auffallenderweise an der Ostseite. Auch der Wasserspender von Wenslingen weist keinen Trog aus einem Stück auf; das wäre bei dieser Größe auch nicht möglich. Das achteckige Becken wird ebenfalls durch Klammern zusammengehalten. Der an der Ostseite stehende Stock trägt das Datum 1832 und endet über gut profiliertem Gesims mit Obelisk und Eichel. Mit diesem Prachtsstück wollten die Wenslinger zeigen, daß sie auch Sinn für das Schöne aufbringen. Hinter dem Brunnen öffnet sich der «Schwibbogen» und überwölbt eine Seitengasse vom Dorfplatz, eine architektonische Steigerung des malerischen Ortsbildes. Es ist daher nicht verwunderlich, daß sich außer dem Gelterkinder Maler Fritz Pümpin noch mancher Kunstfreund in dieser stillen Baselbieter Ecke einfindet, um das Ortsbild auf ein Blatt oder die Leinwand zu bannen.

Neuer Straßenbau

Nicht nur Schulhäuser und Brunnen verstanden die Baselbieter im zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts zu bauen. Ein Hauptanliegen der Behörden waren in jenem Zeitalter – wie heute erneut und verstärkt – die Straßen. Die Menschen wollten rascher zusammenkommen. Der Handelsverkehr suchte neue Mittel, um die Waren zu verteilen. Das Posthorn erschallte allenthalben in vermehrtem Maß. Die durch den Basler Jura führenden beiden Paßwege des Untern und des Oberen Hauensteins, die zum Teil recht steile Strecken aufwiesen, verlangten gebieterisch nach einer Erneuerung ähnlich den Vorbildern, wie sie an Alpenstraßen bereits zu sehen waren. Besonders stark hatte die Anlage der Simplonstraße 1801–1805, veranlaßt durch Napoleon, auf die Zeitgenossen gewirkt. Der Untere Hauenstein, der noch 1751/52 erweitert und – nach damaliger Ansicht – «ungemein verbessert» worden war, entsprach den Anforderungen nicht mehr. Die Stände Basel und Solothurn fanden sich bewogen, einen neuen Straßenbau in Angriff zu nehmen. Die Kosten wurden auf 280 000 alte Franken berechnet, für die damaligen Verhältnisse eine gewaltige Summe. Die Bauzeit von drei Jahren konnte ziemlich eingehalten werden. Am 24. April 1830 wurde die neue Straße durch das Homburgertal und über

den Unteren Hauenstein nach Olten feierlich eröffnet. Von jetzt an blieb der Verkehr südlich von Buckten auf der östlichen Talseite und stieg gleichmäßig nach Läufelfingen hinan. Oberhalb dieses Dorfes wurde eine weite Schleife in das Adlikentälchen angelegt, so daß nun die Straße von Läufelfingen aus nicht mehr direkt in steilem Anstieg zur Paßhöhe führte. Auch zwischen der Paßhöhe und Trimbach gab es eine für die damalige Zeit bewundernswerte, langgezogene Schlinge unter hohen Felswänden zu erbauen. Die beim Bau auftauchenden Schwierigkeiten, «über die der lebhafte Eifer, womit das Werk betrieben wurde, anfangs die Augen verschloß, erhöhten die Kosten um einen Drittel des ersten Anschlags».



Brücke der alten Hauensteinstraße in Buckten

Trotz dieser unangenehmen Feststellung wurde sogleich auch der Neubau der Straße über den Oberen Hauenstein in Angriff genommen. Dieser, mit 300 000 Franken veranschlagt, wurde dem damals berühmten Ingenieur Jean Amédée Watt (1775–1834) in Auftrag gegeben. Watt, aus

einem alten Bieler Geschlecht, hatte sich das große Landgut Löwenburg, bis zur Französischen Revolution Besitz der Abtei Lützel, erworben und betrieb es als Mustergut; heute gehört es der Basler Christoph Merian'schen Stiftung. Watt «von Löwenburg», wie er sich nannte, erlebte noch die Schwierigkeiten, welche der Bau der Straße oberhalb von Waldenburg an der Halde des «Brestenbergs» verursachte. Er starb aber, kaum waren die Arbeiten beendet. Man mag sich wundern, daß beide Paßstraßen so großzügig angelegt worden sind; erst beim jetzigen, unheimlich vermehrten Verkehr und den gesteigerten Geschwindigkeiten sollen sie durch die Autobahn nicht völlig abgelöst, doch immerhin stark entlastet werden.

Das Straßennetz des neuen Kantons Basel-Landschaft wurde in den folgenden Jahrzehnten auch in den Verbindungen zwischen den einzelnen Ortschaften verbessert, so daß manche Bergdörfer nicht mehr so vereinsamt auf ihren Höhen lagen.

Kirchenbauten

Am deutlichsten tritt der Kirchturm von *Waldenburg* als echtes Kind der spätklassizistischen, d.h. der Biedermeierzeit in Erscheinung. Wer die obere Hauensteinstraße talauf oder talab gefahren oder gegangen kommt, wird ihn am unteren Ende des Sperrstädtchens zwischen den Felsen in seinen Blickpunkt bekommen. Er ist ein vollwertiger Ersatz für das untere Tor, das leider zu eben jener Zeit, da der Turm errichtet wurde, verschwinden mußte.

Während Jahrhunderten hatte Waldenburg auf eine Kirche verzichten müssen, und die Bewohner waren nach St. Peter, der alten Talkirche, hinabgegangen, wenn sie sich zum Gottesdienst begeben wollten. Vor der Reformation hatte im Städtchen eine Kapelle bestanden, die dem heiligen Georg geweiht und 1463 beim oberen Tor vergrößert aufgebaut worden war. Wie das Haus des Frühmessers – eines Kaplans, der morgens früh die Messe las –, wurde die Kapelle später in ein Wohnhaus umgewandelt.

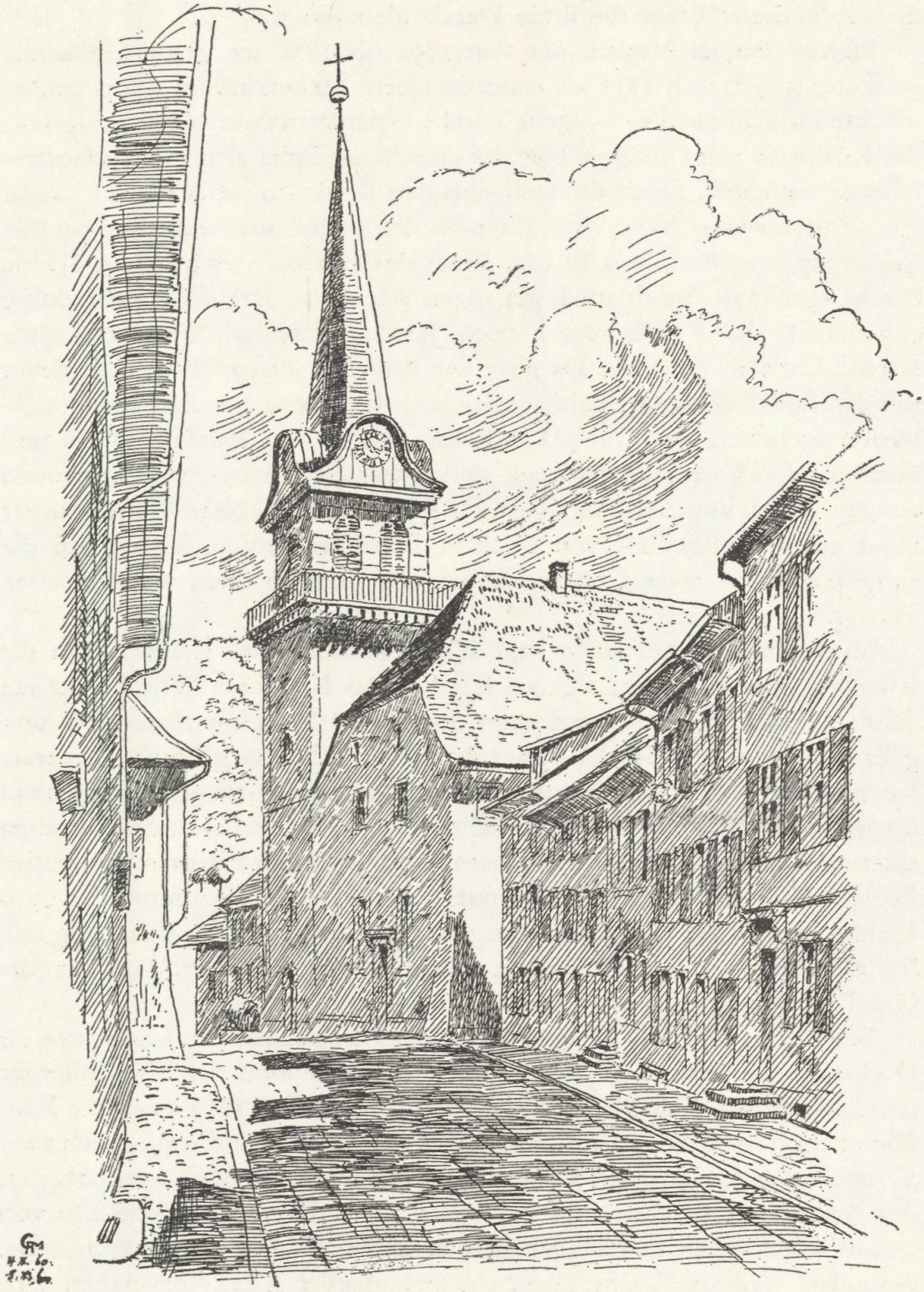
Es war für das Städtlein kein Ruhm, daß es kein eigenes Gotteshaus besaß. Nur noch kleinere Orte, die diesen Titel führen, haben keines, wie das Städtlein Werdenberg im sanktgallischen Rheintal oder Wiedlisbach im bernischen Bipperamt. Daher regte sich unter den Waldenburgern immer wieder der Wunsch, sich eine eigene Kirche bauen zu dürfen. Die Pfarrherren – seit 1573 wohnten die Geistlichen nicht mehr neben der Pfarrkirche St. Peter, sondern im «Schöntalerhof» zu Waldenburg, an der Nordwestecke innerhalb der Stadtmauer –, die selber immer den Weg nach St. Peter unter

die Füße nehmen mußten, wenn sie ihr Amt zu verrichten hatten, waren deshalb in dieser Frage mit ihren Pfarrkindern einig.

Pfarrer Samuel Merian, der von 1791 bis 1816 die große Gemeinde betreute, sprach sich 1812 als erster in einem Memorandum dahin aus, es möchte im Städtchen eine eigene Kirche errichtet werden und schlug vor, das Kornhaus beim unteren Tor, das dem Basler Spital gehörte, als Gotteshaus einzurichten. Doch die maßgebenden Behörden gingen nicht darauf ein. Ebensowenig hatte eine Eingabe der Gemeinde von 1817 an die Regierung irgendwelchen Erfolg. Einer der Herren, durch dessen Hände das letztgenannte Schriftstück gegangen war, hatte darauf die Bemerkung angebracht, die Waldenburger seien Jahrhunderte hindurch auch ohne Kirche Christen gewesen. Da aber der damalige Pfarrer Emanuel Meyer mit den Bewohnern des Städtleins im Streit lag und sich in den Trennungswirren zwischen Stadt und Landschaft gleich den Dörfern Ober- und Niederdorf auf die Seite der Stadt stellte, war die Kirchgemeinde während einigen Jahren unheilvoll zerrissen. Da Pfarrer Meyer keinen Waldenburger mehr auf dem Friedhof von St. Peter beerdigen wollte, legten sich die Bürger einen eigenen Gottesacker an und beriefen auch einen eigenen Pfarrer.

Mitten in diese verwirrte Lage hinein kam nun am 1. März 1833 die Erlaubnis zum Bau einer eigenen Kirche. Das Kornhaus hatte bereits ein Jahr leergestanden und wurde nun dem neuen Zweck entsprechend umgebaut. Im obersten Geschoß war schon die Schule untergebracht. Der erste Kornboden verschwand nun und Säulen wurden eingezogen. Schon 1834 fanden die ersten Predigten im schlichten Raum statt, der ganz das Aussehen eines spätklassizistischen Gotteshauses besaß. Die Pläne hatte ein Baumeister Begle von Liestal bereits 1821 verfertigt und eine Kostensumme von 2770 Franken errechnet. Die Ausführung, die mit wenigen Abweichungen den früheren Plänen entsprach, kostete aber dann 8905 Franken; dazu kam die Orgel im Betrage von 2000 Franken.

Baumeister Begle hatte vorgesehen, das Türmchen des Untertores als Dachreiter der Kirche zu verwenden. Allein der Sinn der Waldenburger stand höher; sie wollten einen richtigen Turm. Eine 1839 gewählte Baukommission hatte sich nach einem Projekt umgesehen und legte gleich zwei Vorschläge vor. Den einen Vorschlag hatte Baumeister Begle ausgearbeitet, der bereits den Kirchenraum geschaffen hatte. Der andere stammte von Baumeister Plattner in Langenbruck, und diesen wünschte die Gemeinde, besonders weil an diesem Turm ein umlaufender Altan vorgesehen war, von dem man das ganze Städtchen überblicken konnte. Interessant ist, daß dieser Turm in seinem oberen Teil, der über den Balkon aufragt, gegen



Kirche und Hauptgasse in Waldenburg

Norden und Süden je zwei, gegen Westen und Osten je ein Schallfenster aufweist. Der achtseitige Helm über vier geschweiften Uhrgiebeln ist eine beliebte Turmform der damaligen Zeit und wurde besonders häufig in der Ostschweiz gebaut, von wo mancher Pfarrherr in den jungen Kanton Basel-Land gezogen kam.

Das Äußere des eigentlichen Gotteshauses hat noch immer etwas Nüchternes vom ehemaligen Kornhaus an sich. Das Innere dagegen ist 1833/34 recht geschickt umgeformt worden. Leider hat es in den Jahren 1956/57 eine vollständige Umwandlung erfahren, so daß wir uns sein ursprüngliches Aussehen aus dem Gedächtnis und aus Beschreibungen zurückrufen müssen. «Der rechteckige Längsraum war durch Säulen in ungefähr drei gleich breite Schiffe geteilt. Die alte Tragkonstruktion des Kornhauses hatte man vermutlich beibehalten, aber duch geschickte Verkleidung im Stile des Spätempires der neuen Bestimmung angepaßt, mit Basis und Kapitell versehen. Unterzüge und Friese wiesen als Verzierung Rosetten in Stuck und gemalte Palmettenmotive auf. Die niedrige Orgelempore spannte sich hinter dem östlichsten Säulenpaar quer zwischen die Längswände ein...» Schade, daß der reizende Biedermeierraum der Vergangenheit angehört.

Ein anderer Kirchturm, der ebenfalls in der Biedermeierzeit errichtet wurde, steht an der gleichen Paßstraße. Auch die Leute von *Langenbruck* gaben sich zu Anfang des 19. Jahrhunderts mit dem Dachreiter auf dem 1591 erbauten Gotteshauses nicht mehr zufrieden. An die Mittagsseite des Langhauses, das sie um ein Stück weit gegen Osten erweiterten, stellten sie 1828/29 einen Turm, der, gleich wie in Waldenburg, einen Spitzhelm mit Uhrgiebelchen bekommen mußte. Die heutige Form stammt wohl erst von einer Erneuerung der Bedachung um 1890.

Auch im Innern muß die Kirche von Langenbruck um 1830 verändert worden sein. Der vor allem in der Ostschweiz aufgekommenen «protestantischen» Bauweise mit ihrem einfachen rechteckigen Predigtsaal im Sinne des Grafen Zinzendorf wollte man auch in Langenbruck gerecht werden; man verzichtete auf einen ausgeschiedenen Chorraum, setzte die Kanzel in die Mitte der einen Längswand und richtete nun das Gestühl auf diesen Mittelpunkt hin. In die beiden Enden des Schiffs wurden Emporen eingebaut. Altartisch und Kanzel zeigen mit wenigen Merkmalen ihr Entstehen in der späten Empirezeit an.

Das Beispiel der quergestellten Kircheneinteilung, die erstmals bei den durch den Aarauer Frieden von 1712 ermöglichten reformierten Kirchen von Baden und Zurzach in Erscheinung trat, wirkte im Baselbiet erst in der Mitte des 19. Jahrhunderts nach, indem damals außer in Langenbruck

auch die Kirchen von *Eptingen, Diegten* und *Rothenfluh* in dieser Weise eingerichtet wurden.

Die ersten Eisenbahnen

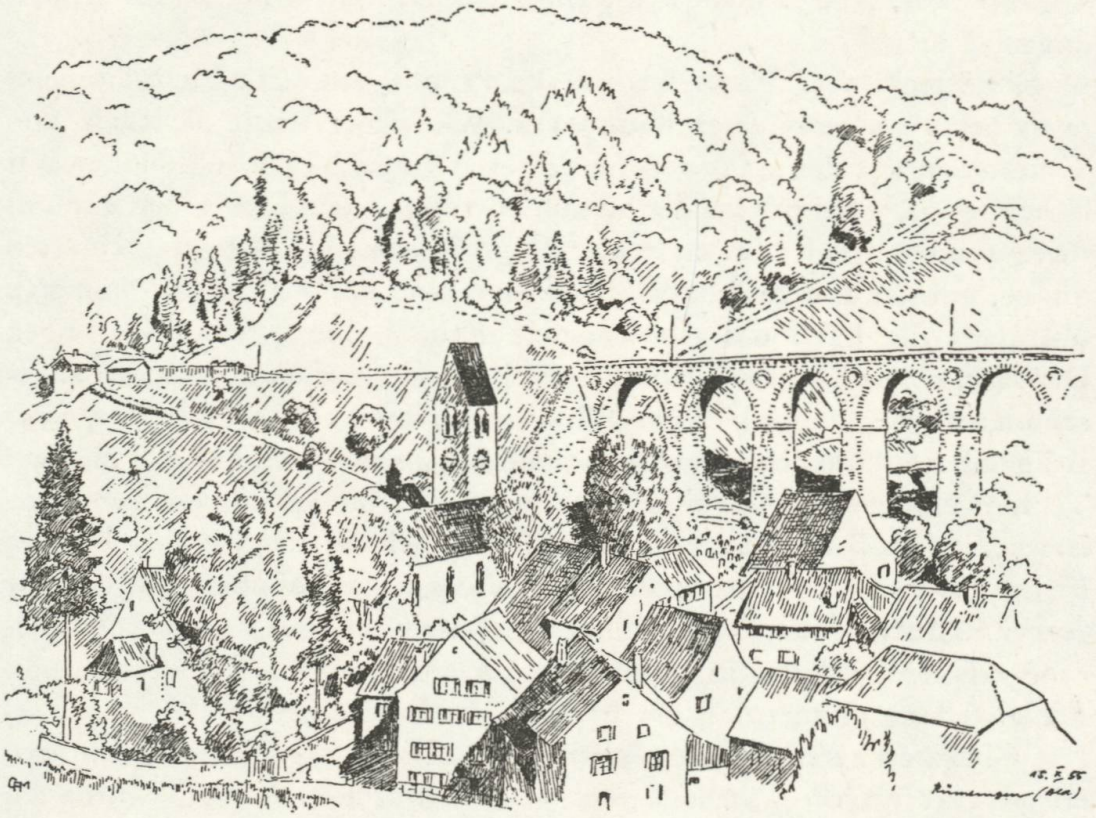
Nachdem am 15. Juni 1844 das Dampfroß in Basel seinen Einzug gehalten hatte, und zwar von der elsässischen Seite her, muß es den Zeitgenossen vorerst nicht klar geworden sein, welch gewaltige Veränderung dieses Ereignis im Leben des Volkes herbeiführen mußte. Mancherlei Schwierigkeiten und Einwände hemmten den Siegeslauf des neuen Transportmittels. Dem ersten Schienenstrang auf Schweizer Boden, der einer ausländischen Bahngesellschaft gehörte, folgte 1847 nur die eine schweizerische Bahnlinie Zürich-Baden. Alle übrigen Vorhaben bedurften längerer Vorbereitungszeiten.

Von weitsichtigen Männern war schon im Jahre 1845 die Strecke von Basel nach Olten als beste Zufahrtslinie zur Innerschweiz bezeichnet worden. Diese Ansicht fand stärkeren Anklang, seit der Basler Geologe Peter Merian ein Durchbohrung der Juraketten mittels eines Tunnels als durchführbare Lösung erklärt hatte. Aus dem «vorläufigen Verein für Herstellung einer Eisenbahn ins Innere der Schweiz» wurde nun rasch der «Basel-Olten-Eisenbahnverein», an dessen Aktienzeichnung sich die Öffentlichkeit vorerst bescheiden beteiligte. An der Generalversammlung dieser Aktiengesellschaft vom 22. Januar 1846 kam es zur Gründung der «Schweizerischen Centralbahn».

Überraschend stark interessierte sich der junge Kanton Basel-Land für das Unternehmen, weil ihm die Bedeutung einer solchen, das ganze Kantonsgebiet durchziehenden Stammlinie bewußt wurde. Jedoch erklärte der Landrat am 22. April 1846, die Annahme eines solchen Eisenbahnprojektes komme für ihn nur in Frage, wenn die Linie von Olten oder von Zürich her auf dem «Birsfeld», d.h. rechts der Birs auf Landschäftlerboden, enden würde. Schon hofften eifrige Politiker, mittels einer Brücke über den Rhein könne vom Birsfeld unter Umgehung der Stadt ein Anschluß an die bis Haltingen gediehene Badische Staatsbahn gewonnen werden. Solche Aussprüche bewogen den Basler Großen Rat, alle bisherigen Bedenken und Erwägungen fallen zu lassen, sich solidarisch hinter das Centralbahn-Unternehmen zu stellen und ihm raschestens die Konzession zu erteilen.

Daß Basel zum Ausgangspunkt der Bahn werden mußte, war den leitenden Männern klar. Nur wo der zukünftige Bahnhof errichtet werden sollte, blieb während Jahren in der Schwebe. Unterdessen war am 4. Februar 1853 von allen beteiligten Kantonen die definitive Gründung der Centralbahn-

Gesellschaft vollzogen und im Juli darauf mit dem Bau der Strecke von St. Jakob gegen Liestal begonnen worden. Die seit der Kantonstrennung von 1833 rasch wachsende Ortschaft Birsfelden mußte darauf verzichten, Kopfbahnhof der Schweizer Linien zu werden. Ein provisorischer Bahnhof an der Langen Gasse in Basel tat bis 1860 seinen Dienst.



Der Eisenbahnviadukt von Rümlingen

Im großen und ganzen wurde die Strecke nach Olten gemäß den Vorschlägen der englischen Experten Stephenson und Swinburne angelegt. Die Einzelheiten aber arbeitete der aus Württemberg berufene Ingenieur Karl von Etzel aus, der gewisse Erfahrungen aus seiner Heimat mitbrachte. Schon an der Grenze von Basel-Stadt und Basel-Land begannen die großen Kunstbauten mit dem Bau der Brücke über die Birs bei St. Jakob. Von da weg verlief die Bahnlinie weit außerhalb der Dörfer Muttenz und Pratteln und bog bei der Hülften ins Ergolztal hinein. Es ist nicht recht erklärbar, weshalb die Linie sich nicht näher dem Fluß nach bewegte, sondern sich auf hohe Dämme begab, um das Städtchen Liestal an dessen Südseite zu erreichen. Am 19. Dezember 1854 wurde der Eisenbahnbetrieb von Basel

bis Liestal eröffnet. Der große Einschnitt hinter Liestal und der Viadukt über das Frenketal verlangten große Arbeit; doch schon am 1. Juni 1855 konnten die Züge bis Sissach verkehren. Hier nun begann die schwere Probleme aufgebende Bergstrecke der Hauensteinlinie. Glücklicherweise war von 1847 an die Semmeringbahn bei Wien im Bau, wo genügend Erfahrungen gesammelt werden konnten, wie eine solche Steigung zu bewältigen war. Am 1. Mai 1857 pustete das Dampfroß bereits bis Läufelfingen.

Die Strecke von Sissach bis ins alte Paßdorf am Hauenstein erscheint noch heute als besonderes Kunstwerk. Wie sicher steigt die Linie von Thürnen an auf der rechten Seite des Homburgertales in die Höhe! Wir lächeln wohl, wenn wir bei der Station Sommerau kein Dorf sehen und uns daran erinnern, daß hier einst jede Dampflokomotive Wasser nachfassen mußte, um die weitere Rampe hinankeuchen zu können. Nach Sommerau überquert die Bahn das einmündende Krintal mittels eines wuchtigen Dammes, der vor hundert Jahren ohne Rücksicht auf die Landschaft angeschüttet wurde. Die Halden des Tales werden immer höher, die Anlage der Bahn kühner. Plötzlich gehen die Geleise auf einem hohen Viadukt über ein Tal hinweg, den Kirchturm des kleinen Dorfes Rümlingen weit unter sich lassend. Diese Brücke über das Häfelfinger Tal mit ihren hohen Pfeilern ist das eindrücklichste Bauwerk, das uns der frühe Bahnbau im Jura vor Augen führt. Wohl hat der Rümlinger Viadukt in unserer Zeit eine Erneuerung erfahren, ist aber in seiner Struktur gleichgeblieben. Bauweise und Pfeilerstellung erinnern an die Brücken der bereits erwähnten, von Karl von Ghega erbauten Semmeringbahn, die als erste Gebirgsbahn Europas, erbaut 1848 bis 1854, vielfach zum Vorbild wurde. Allerdings wurde am Viadukt von Rümlingen Jurakalkstein verwendet, während am Semmering selbst die höchsten Bogen mit Backstein gewölbt wurden.

Seit dem Herbst des Jahres 1853 wurde bei Tag und Nacht eifrig am Bau des 2495 m langen Tunnels unter dem Hauenstein gearbeitet. Das Wagnis einer solch schwierigen Aufgabe hatte eine englische Firma übernommen. Um nicht bloß von Läufelfingen und dem südlichen Portal aus ins Gestein eindringen zu können, hatten die Ingenieure drei Schächte von oben her in den Berg getrieben, in der Hoffnung, durch diese weitere Arbeitsstellen auf Tunnelhöhe zu gewinnen. Allein nur der Schacht beim Dorfe Hauenstein, im sogenannten «Gsal», gelangte bis zur Tunnelsohle hinab, wo die Arbeiten auf zwei Seiten in Angriff genommen wurden. Der zweite Schacht bei der «Muregg» mußte wegen großen Wasserdrangs aufgegeben werden; der dritte kam wegen allzuharten Gesteins zu langsam vorwärts. Der in seiner ganzen Tiefe erstellte Schacht leistete vorzügliche

13 Beim Einsiedler in der Eremitage zu Arlesheim

14 Altes Schulhaus in Gelterkinden

Dienste, nicht nur beim Stollenbau, sondern auch für die Zuführung der Bausteine zum Tunnelgewölbe und vor allem als Ableitung schlechter Luft, für die mittels einer auf der Höhe aufgestellten Dampfmaschine Frischluft nach der Tiefe getrieben wurde. So nützlich dieser Schacht nun war, so ward er dem Ganzen doch zum Verhängnis. Um eine bessere Luftzufuhr zu erreichen, hatten die Arbeiter im Tunnel einen Ofen unter den Schacht gestellt. Dadurch geriet am 28. Mai 1857 die ganze Verschalung des Schachtes in Brand und stürzte in den Tunnel. Die schwierigen Rettungs- und Bergungsarbeiten benötigten ein ganze Reihe von Tagen und forderten weitere Opfer. 63 Tote waren insgesamt zu beklagen – 21 Solothurner, 2 Baselbieter, 11 andere Schweizer, 21 Deutsche, 4 Engländer, 2 Italiener und 2 Franzosen. Das Unglück geschah, als der Tunnelbau schon recht weit vorangeschritten war und hatte begreiflicherweise eine Verzögerung der Fertigstellung zur Folge. Erst am 1. Mai 1858 konnte die Strecke Läufelfingen–Olten eröffnet werden.

Wenn heute die alte Hauensteinlinie durch den Bau des Basistunnels, der in den Jahren 1912 bis 1915 in einer Länge von 8134 m erstellt wurde, in den Hintergrund getreten ist, soll hier noch einmal die mutige Tat der Ingenieure vor über hundert Jahren, als noch keine großen Hilfsmittel zur Verfügung standen, in Erinnerung gerufen werden.

Nicht allen Menschen brachte dieser Bahnbau Freude. Für die Fuhrleute, die vom Wagenverkehr über den Unteren Hauenstein lebten, war die Durchtunnelung des Passes ein einschneidendes Ereignis. Buckten verlor seine Bedeutung als Vorspannort, seine Gasthöfe, die «Zur Sonne, «Zum Mond», «Zum Sternen» hießen, verödeten. Eine starke Verlagerung des Wirtschaftslebens machte sich geltend. Läufelfingen und alle anderen Dörfer, die zu Bahnhöfen kamen, gewannen, die anderen Orte verloren an Bedeutung und Bevölkerung.

Neues Wachstum

Schon ehe der Bau von Eisenbahnen einsetzte, hatte sich im Baselbiet eine Veränderung gewisser Orte abzuzeichnen begonnen. Von Liestal haben wir bereits gehört, daß außerhalb seiner Stadttore vorstadtähnliche Siedlungen und eine Reihe von stattlichen Häusern entstanden. Auch bei manchen andern Ortschaften, die an den Talstraßen lagen, kam es zu einer recht ansehnlichen Bautätigkeit.

An die bisherigen Ortschaften fügten sich den Hauptstraßenzügen entlang schlichte, aber den Zwecken der Landwirtschaft betreibenden Be-

völkerung vorzüglich entsprechende Bauernhäuser. Als Beispiel sei der östliche Teil der *Pratteler* Hauptstraße angeführt; dort waren im Bruderkrieg von 1833 die früheren Bauten niedergebrannt und daraufhin aufs beste ersetzt worden. Weiter lohnt es sich, die kleine «Vorstadt» südlich des alten Ortsteils von *Münchenstein* zu erwähnen, wo in geschickter Planung unterhalb der Hauptstraße die Lehengasse angelegt wurde, an der neue bäuerliche Anwesen entstanden. Durch die Posamenterei vermehrten sich auch die Kleinbauernhäuser. Deshalb treffen wir gerade im oberen Baselbiet manche Bauten an, die neben dem Wohnteil nur einen recht bescheidenen Scheunenbogen und kleine Stallungen aufweisen.

Die Zeit bis 1860 brachte in der Behaglichkeit des «Biedermeiers» eine erfreuliche Blüte und mit ihr ein organisches Wachstum, das die Gemeinden mit ihrem vorsichtig geführten finanziellen Haushalt gut verdauen konnten.

Es würde manche Seite füllen, würden wir die einzelnen Dörfer nach ihrem früheren Zustand und den Veränderungen in der Mitte des 19. Jahrhunderts untersuchen. Es kann hier nur auf einige Neuansiedelungen hingewiesen werden, die mit den alten Ortschaften nur wenige oder keine Beziehungen haben.

Nachdem die Kantonstrennung von Stadt und Land ausgesprochen worden war, entstanden auf Boden von Landgemeinden, nahe der Stadtgrenze, kleine Häusergruppen, in denen wenig bemittelte Leute wohnten, die in der Stadt nach Arbeit und Verdienst suchten, in Basel selber aber keinen Wohnsitz erhielten oder gar von dort verwiesen worden waren. So gab es an der Straße, die von Allschwil in weiten Windungen durch die Ebene der Stadt zustrebte, nach und nach eine Reihe von Häuschen, die unter der Bezeichnung «Neu-Allschwil» zusammengefaßt wurden. Sie waren am häufigsten dort, wo die Basler Kantonsgrenze nahe war, in der Gegend des heutigen Lindenplatzes. Von einiger Bedeutung wurde diese Siedelung erst um 1880; denn 1889 entstand für die Reformierten der Umgegend hier das erste Kirchlein.

Auch die Gemeinde *Binningen* legte sich von 1830 an ein Quartier zu, in dem viele Ortsfremde eine unsichere Heimstätte fanden. Der Wechsel und die Armut waren hier oft groß. Diese äußerst bescheidenen Häuser mehrten sich zwischen der alten unteren Dorfstraße und dem «Holee», und der Name «Rattencasino» für eines der älteren Bauwerke sagt uns mehr als genug.

Weit interessanter ist die Entwicklung des Ortes *Birsfelden,* der am rechten Ufer der Birs an der alten Landstraße von Basel in die Schweiz entstand. Nahe der Brücke wurden einige Gasthöfe auf dem bisher freien Feld erbaut, rasch reihten sich weitere Häuser an, in bescheidener Bauweise.

Von Muttenz aus, auf dessen Boden die neue Ansiedelung entstand, wurde seit 1858 in Birsfelden Gottesdienst gehalten. Gotteshäuser ohne Anspruch auf künstlerischen Wert entstanden. Die Ortschaft wuchs schließlich so rasch, daß sie sich im Jahre 1874 von Muttenz löste und eine eigene Einwohnergemeinde bildet. Bei solcher stürmischen Entwicklung konnte sich keine charaktervolle Ortschaft bilden. Die ältesten Häuser mochten noch in der schlichten Art der «Biedermeierzeit» gehalten sein. Dann aber kam die Bauweise, die nicht mehr nach guter Handwerkerart von Vater auf Sohn vererbt und erarbeitet, sondern an Gewerbeschulen gelernt wurde, wo man sich die zweifelhaften Kenntnisse aller alten Stile aneignen konnte. Dies tat Birsfelden nicht gut, so wenig wie allen Ortschaften, in denen durch die Eisenbahn und die aufkommende Industrie das Wachstum allzurasch einsetzte.

Ein zweites Beispiel im Kanton Basel-Land, wie eine Ortschaft aus bisher freiem Boden emporwachsen konnte, ist die Siedelung *Schweizerhalle*. Es ist eine Ortschaft und doch keine; denn vergebens suchen wir in ihr nach einem politischen, religiösen oder architektonischen Mittelpunkt. Eine Gemeindegrenze, die von Muttenz und Pratteln, zieht einen Trennungsstrich durch das bauliche Gebilde, so daß sich hier niemals – wie dies bei Birsfelden geschehen – ein politische Selbständigkeit ausbilden könnte. Somit ist Schweizerhalle von allen Siedelungen und Ortschaften, die auf dem Boden des Baselbietes entstanden sind, völlig verschieden.

Bis in das zweite Drittel des 19. Jahrhunderts lag an der Landstraße von Birsfelden nach Augst, nahe dem Rhein, das alte Rothausgut, das aus einem in der Reformationszeit aufgehobenen Klösterlein entstanden war. Im Jahre 1834 erhielt der aus Württemberg gekommene, auf Salzbergbau spezialisierte Hof- und Oberbergrat Christian Friedrich von Glenk (1779–1845) vom jungen Kanton Basel-Land die Konzession, beim «Roten Haus» und bei Oberdorf Bohrversuche auf Salz zu machen. Am ersteren Orte wurde der Versuch erfolgreich; 1836 hatte von Glenk in einer Tiefe von 130 m Salz erbohrt. Am 7. Juni 1837 fand die feierliche Eröffnung der Saline statt, die mit einem Schlage alle bisherigen Schwierigkeiten in der Salzversorgung der Schweiz behob. Bisher hatte man einzig bei Bex im Waadtland Salz gefunden, das nur einen kleinen Teil des Bedarfes decken konnte; weitaus das meiste hatte aus Schwaben, Tirol, Lothringen oder der Freigrafschaft bezogen werden müssen.

Das war ein Glücksfall für den jungen Kanton Basel-Land und brachte notwendige Einkünfte. Nicht vergeblich entzündete bei der Eröffnung der Saline der Landratspräsident eigenhändig den ersten Holzstoß unter der Siedepfanne. Am 1. August 1837 führten reichgeschmückte Wagen die

beiden ersten Fuder Salz, 90 Zentner, in das Staatsmagazin nach Liestal. Der Konzessionsvertrag sicherte Glenk das Eigentumsrecht zu; doch hatte er vom zehnten Jahr nach der Betriebseröffnung an den Zehnten des Ertrags an Salz, teils in Natura, teils in Geld, an den Kanton Basel-Land abzuliefern. 1909 ging die Saline Schweizerhalle in den Besitz sämtlicher Schweizer Kantone (außer Waadt) über, die dem Kanton Basel-Land die Hälfte des Umsatzes zusicherten.

Damit war die Gründung einer industriellen Ortschaft in die Wege geleitet, die nach Erbauung der Häfen am nahen Rhein nach 1930 eine ungeahnte Entwicklung nahm. Noch um 1920 lagen die Dörfer Pratteln und Muttenz wie seit tausend Jahren am Rand der Jurahöhen frei gegen die Rheinebene. Und heute? Wäre nicht ein Teil des Hardwaldes stehen geblieben, so gingen Industrie-Anlagen, Geleisefelder und Hafenbecken mit Kranen, Lagerhäusern und riesigen Reihen von Ölkesseln ineinander über. Wo zeigt sich hier noch ein Stücklein Natur? Wo fühlt sich der Mensch zu Hause?

So haben wir am Ende unseres Überblickes über die Baugeschichte des Baselbiets ein einmaliges Wachstum einer Siedelung, eine Ansammlung von menschlichen Werken zu verzeichnen, die uns nicht in allen Teilen erfreuen mag. Bislang war die ganze Heimat mit ihren Tälern und Höhen, Dörfern, Wiesen, Feldern und Wäldern nicht nur Arbeits-, sondern zugleich auch Erholungsgebiet. Immer mehr ist der Mensch gezwungen, Arbeits- und Erholungsort streng zu scheiden. In den lieblichen Tälern des Baselbiets und auf seinen luftigen Höhen kann er auch heute noch Ruhe und Erholung finden, und wenn er auf seinen Wanderungen die vielen schönen Bauten aus früheren Jahrhunderten beachtet, wird er sich mit den vergangenen Geschlechtern verbunden fühlen und in seiner Heimat verwurzelt bleiben.